



„WER **BÜCHER** FINDET, **LESE** DARIN...“

Die Bibliothek der Jüdischen Gemeinde Hamburg

Ausstellung

Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg Carl von Ossietzky

Von-Melle-Park 3, 20146 Hamburg

6. November 2015 bis 3. Januar 2016

*Im Rahmen der Ausstellung werden Fotos von Gisela Floto gezeigt:
Talmud-Tora-Schule heute.*

Kuratoren: Maria Kesting, Susanne Marquardt, Lucie Renner

Redaktion: Marlene Grau

Plakatmotiv aus: Aharon ben Shemu'el: Sefer Bet Aharon. Frankfurt/Oder, 1689/90

„Wer Bücher findet, lese darin...“

Die Bibliothek der Jüdischen Gemeinde Hamburg

Im Jahr 2003 vertraute die Jüdische Gemeinde ihre historische Bibliothek der Obhut der Staats- und Universitätsbibliothek an.

Der 2012 geschlossene Depositumsvertrag zwischen der Jüdischen Gemeinde und der SUB Hamburg bildet die Grundlage für die Verzeichnung und Restaurierung der Gemeindebibliothek.

Dank der großzügigen Unterstützung durch die Freie und Hansestadt Hamburg, die Hermann Reemtsma Stiftung und die ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius konnten die Erschließungsarbeiten zu Beginn des Jahres 2015 aufgenommen und die ersten Bücher restauriert werden.

Mithilfe der Katalogisierung werden die Vielfältigkeit und die Bedeutung, die diese jüdische Bibliothek für die Stadt Hamburg hat, nach und nach sichtbar und die Bestände einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Insgesamt handelt es sich um ca. 10.000 Bände in hebräischer und lateinischer Schrift. Die Bibliothek enthält neben Texten der jüdischen Traditionsliteratur (Bibeln, religionsgesetzliche Werke, Gebetbücher), politische und historische Abhandlungen, Belletristik jüdischer und nichtjüdischer Autoren, sowie Zeitschriften und Kleinschrifttum verschiedenster Art.

„Es gehört zu den vornehmlichen Aufgaben unserer Bibliothek, Materialien für die Geschichte unserer Gemeinden zu sammeln.“

Eine jüdische Gemeindebibliothek scheint es in Hamburg bereits seit dem 19. Jahrhundert gegeben zu haben. Aber erst im Zuge der Zusammenlegung der gemeindlichen Büchersammlung mit den Beständen der Lesehallen-Initiative im Jahr 1923 und der Wiedereröffnung als Bibliothek der Deutsch-Israelitischen Gemeinde zu Hamburg nahm die Entwicklung Fahrt auf. Mit der Anstellung des Orientalisten Isaak Markon Ende 1928 erfuhr die Bibliothek eine Neuausrichtung. Die Funktionen von Bibliothek und Lesehalle sollten voneinander getrennt werden. Der Lesehalle war die Aufgabe zugedacht, Leser mit belletristischem Stoff zu versorgen und durch Zeitschriften über jüdische Gegenwartsfragen zu orientieren, während die Bibliothek allgemeiner Belehrung und wissenschaftlichem Studium dienen sollte. Um dieses gesteckte Ziel zu erreichen, wurden ein systematischer Bestandsaufbau und eine aktive Erwerbungspolitik notwendig.

Zu den Aufgaben des neuen Bibliothekars gehörten dabei nicht nur die Sichtung und Katalogisierung der vorhandenen Medien, sondern auch die Eingliederung anderer in Hamburg vorhandener Bestände. Deren Inhaber sollten davon überzeugt werden, dass ihre Bücher in der Gemeindebibliothek einen würdigen Standort finden würden. Man hoffte, dies durch die Beschäftigung eines ausgewiesenen Gelehrten sowie durch die Bereitstellung angemessener Räumlichkeiten im neuen Gemeindehaus in der Johnsallee zu erreichen.

Aus: Gemeindeblatt der Deutsch-Israelitischen Gemeinde zu Hamburg, Jahrgang 6, Nr.1 (13.1.1930), S. 2.

„Die Bibliothek...entwickelt sich allmählich zum geistigen Mittelpunkt der Gemeinde.“

Einen ersten Erfolg konnte Markon bereits im Frühjahr 1929 verzeichnen, als der Nachlass des Rabbiners Nehemiah Anton Nobel, der von 1906 bis 1910 in Hamburg und danach bis zu seinem Tod in Frankfurt am Main gewirkt hatte, für die Bibliothek erworben werden konnte. Im selben Jahr kam die komplette Bibliothek des Vereins der russischen Juden hinzu. In jeder Ausgabe des monatlich erscheinenden Gemeindeblattes wurde Institutionen, Vereinen und Privatpersonen für Bücherspenden gedankt. Diese spielten für den Bestandsaufbau eine große Rolle, da der Bibliotheksetat für Neuanschaffungen kaum Spielraum ließ.

Besucherstatistiken, die im Gemeindeblatt im Dezember 1929, im Juli 1930 und im Januar 1932 erschienen, belegen den starken Anstieg der Nutzerzahlen der Gemeindebibliothek, die im April 1931 in die Beneckestraße 6 umgezogen war. 1932 hatte sich die Nutzerzahl etwa verdoppelt (auf ca. 40 Personen am Tag gegenüber ca. 20 im Jahr 1929). Die Bibliothek sprach alle Altersstufen und gesellschaftlichen Schichten an, sie wurde über die jüdische Gemeinde hinaus von der universitären Öffentlichkeit Hamburgs genutzt, verzeichnete aber auch eine rege Fernleihe weit über die Grenzen Hamburgs hinaus.

„...bemühen wir uns bislang leider vergeblich, die Rückführung unserer Bibliothek aus Dresden zu erwirken.“

Mit der immer stärkeren Entrechtung der Juden in Deutschland veränderte sich auch die Aufgabe der Gemeindebibliothek. Im Vordergrund stand nicht mehr die Wissenschaft, sondern „der geschützte Raum, der notwendig war für Selbstvergewisserung und Selbststärkung. Lektüre stellte eine Möglichkeit dar, sich vom Alltag zu lösen und geistige Unterstützung zu finden“ (Alice Jankowski: Bibliothek, Buch, Leser, 2005).

Nach 1933, bedingt durch die Vertreibungsmaßnahmen der Nationalsozialisten, überhäuften die Gemeindemitglieder, die Hamburg verließen, um ihr Leben zu retten, die Bibliothek mit ihren Büchern. „... zentnerweise mussten sie dann aussortiert werden“ (Ernst Löwenberg: Mein Leben in Deutschland, 1940)

1938 wurde die Bibliothek vom Sicherheitsdienst beschlagnahmt und 1939 in 101 Kisten als „Hamburger Judenbibliothek“ nach Berlin ins Reichssicherheitshauptamt überführt. Vorübergehend gelangte die Bibliothek ab 1942 als „Hamburgensie“ in den Besitz der SUB Hamburg, die sie in ihre sächsischen Depots (Rittergut Weissig, Schloss Hermsdorf) verbrachte. So lagerte sie nach Kriegsende in der Sowjetischen Besatzungszone; die Bestände wurden später in der Rochsburg zusammengeführt.

Mit Hilfe der Jüdischen Gemeinde Dresden gelangte ein großer Teil (70 von ursprünglich 101 Kisten) 1957 nach mehr als zehnjährigen Verhandlungen zurück nach Hamburg.

Aus: Schreiben der Jüdischen Gemeinde an die SUB HH vom 3.7.1955.

„Die Bibliotheken der Löb ben Schaul-Klaus und der Wallichs-Klaus...[sind] ihr angegliedert worden.“

Ganz beiläufig erwähnt Isaak Markon, dass die Bibliotheken zweier der drei Klausen (Lehrhäuser), die sich in Hamburg befanden und von der Gemeinde regelmäßig mit größeren Summen unterstützt wurden, der Gemeindebibliothek angegliedert wurden. Von einer vollständigen Integration ist hier wohl nicht zu sprechen, da die Bestände zumindest der Wallich-Klaus auch später noch gesondert aufgelistet wurden. Die Klausen selbst wurden auch nach der Zusammenführung der Bibliotheken aus dem Gemeindehaushalt direkt unterstützt.

Vermutlich von Daniel Salomon Wallich (gest. 1789) wurde testamentarisch die Jechiel-Wallich-Klaus gestiftet; die Levin-Salomonsche-Klausstiftung oder Löb ben Schaul-Klaus wurde 1811 gegründet.

Über die Bestände der dritten Hamburger „Alten und Neuen Klaus“ sowie der „Chakham Zvi-Klaus“ in Altona ist nichts bekannt.

Durch die Zusammenführung der Klausen-Bestände mit der Bibliothek der Deutsch-Israelitischen Gemeinde Hamburg hat sich eine, nach den Zerstörungen der Nazizeit in Deutschland vielleicht einzigartige, Sammlung erhalten.

„[Eine] 140 Jahre lang ununterbrochene Kette von bedeutenden Männern“

Unter dem Titel „Aus der Bibliothek der Gemeinde“ unterrichtete Markon ab Anfang 1930 in loser Folge die Leser des Gemeindeblattes über Bestände der Bibliothek, welche in besonderem Zusammenhang mit der Geschichte der Jüdischen Dreigemeinde (Altona, Hamburg, Wandsbek, 1671-1811) standen. Sein besonderes Interesse galt Werken, die von Hamburger Rabbinern selbst verfasst oder begutachtet wurden. Mit Stolz hob er hervor, dass die in Hamburg wirkenden Rabbiner zu den führenden Autoritäten des Judentums gehörten. Besondere Aufmerksamkeit verdienten nach Markon die Werke des R. Salomon Mirels Neumark (1680-1707) und dessen Schwiegersohns R. Zvi ben Jakob Aschkenasi, bekannt als Chakham Zvi (Zebi) und der weiteren Rabbiner der Dreigemeinde R. Moses ben Mordechai Süßkind Rothenburg (1707-1712) und R. Jecheskel ben Abraham Katzenellenbogen (1713-1749). Vielfach handelt es sich um Responsen, Antworten auf konkrete Anfragen jüdischer Gemeinden in religionsgesetzlichen Fragen. Vom besonders lange amtierenden Katzenellenbogen erschien eine eigene Responsensammlung.

Kein religiöses Werk wurde ohne mehrere Gutachten (Haskamot) veröffentlicht, und je mehr berühmte Rabbiner ihre Approbation zu einem Werk gaben, desto sicherer war die Aussicht auf dessen Erfolg. Katzenellenbogen schrieb besonders viele Gutachten zu Werken berühmter Hamburger Gelehrter wie z.B. R. Ephraim ben Sanvel Samuel Hekscher.

„...die bedeutendste talmudische Autorität des Judentums seit dem 18. Jahrhundert bis heute“

... so schätzte Bibliotheksdirektor Isaak Markon den von 1749 bis 1764 amtierenden Oberrabbiner der Dreigemeinde (Hamburg, Altona, Wandsbek) Jonathan Eybeschütz ein, übertroffen lediglich von Elia Gaon von Wilna (1720-1797). Die in der Gemeindebibliothek vorhandenen Werke dieses Gelehrten stellte Markon im zweiten Teil einer Reihe über Bestände der Bibliothek vor.

Zu der posthum in Karlsruhe erschienenen Predigtsammlung von Eybeschütz „Ye‘arot devash“ („Honigwaben“) schrieb Markon: „Das Werk ist eines der bedeutendsten der älteren homiletischen Literatur. Es ist bemerkenswert, dass R. Jonathan sowohl als Talmudist wie als Darschan (Prediger) der Größte seiner Zeit war und damit Vorzüge besaß, die, wie man weiß, selten zusammen angetroffen werden“ (Gemeindeblatt, 1930).

Weitere acht Werke zählte Markon auf, die sich größtenteils mit religionsgesetzlichen (halakhischen) Themen befassen und formal entweder Kommentare zu den großen Kodizes des Mittelalters wie der Yad hazakah des Maimonides oder dem Shulchan arukh des Yosef Karo darstellen oder auch Responsen, d.h. eigene Antworten auf konkrete Anfragen.

„...eine der markantesten jüdischen Persönlichkeiten des 18. Jahrhunderts“

Mit dieser Einschätzung des berühmten Gegenspielers von Eybeschütz stand Markon nicht allein. Jakob Israel ben Zvi Hirsch Aschkenasi Herschel, genannt Jakob Emden nach der einzigen Stadt, in der er als Rabbiner tätig war, stammte aus Altona, wo er die meiste Zeit seines Lebens verbrachte.

Während Markon Eybeschütz uneingeschränkte Bewunderung zollte, beurteilte er Emden zwiespältig. Zwar bescheinigte er ihm großes schriftstellerisches Talent sowie geistreichen Witz und hielt seine Schriften vor allem wegen ihres kulturhistorischen Inhalts für bedeutsam. Kritisch sah Markon aber Emdens „Wahrheitsfanatismus“, der, was die Bekämpfung des Sabbatianismus betraf, in eine Psychose ausgeartet sei und dem Judentum innerlich wie auch seinem Ansehen schweren Schaden zugefügt habe. Für Emdens erbitterten Kampf gegen die Hamburger Oberrabbiner Katzenellenbogen und dessen Nachfolger Eybeschütz seien weniger sachliche Gründe als vielmehr die persönliche Kränkung darüber ausschlaggebend gewesen, dass er ebenso wie sein Vater bei der Rabbinerwahl übergegangen worden waren.

Markon zählte eine Reihe von Schriften Emdens auf, die er erworben hatte, da in den Hamburger Bibliotheken kaum halakhische und keine einzige Streitschrift Emdens vorhanden waren. Von überragender Bedeutung für die Kenntnis der Geschichte des Hamburger Judentums im 18. Jahrhundert ist die Autobiographie Emdens, „Megilat Sefer“, deren Neuedition und Übersetzung ins Deutsche Markon plante – heute nach wie vor ein Desiderat.

Aus: Gemeindeblatt der Deutsch-Israelitischen Gemeinde zu Hamburg, Jahrgang 6, Nr.4 (10.4.1930), S. 3f.

„[Der] Talmud [ist] als Quelle der Erkenntnis historisch-jüdischen Lebens und Denkens zu benutzen.“

„Talmud“ bedeutet wörtlich „Lernen, Studium“, „Talmud Torah“ demzufolge das Studium der Torah und des auf ihr basierenden Wissens. Im engeren Sinne bezeichnet der Begriff Talmud ein Kompendium, das die Ergebnisse von Jahrhunderten dieses Studiums und vor allem auch der Diskussionen in den Lehrhäusern sammelt. Formal gesehen ist der Talmud ein Kommentar zur Mishnah, der ersten nachbiblischen Kodifizierung jüdischer Religionsgesetze. Der in Babylonien entstandene, Anfang des 7. Jahrhunderts abgeschlossene Talmud enthält jedoch weit mehr als religionsgesetzliche Bestimmungen. In ihm finden sich Beschreibungen des Alltagslebens, von Bräuchen und Lebensweisen, überlieferte Sagen und Legenden und vieles andere. Er ist die Lebensäußerung des babylonischen Judentums in den ersten Jahrhunderten nach Chr. schlechthin.

Die religionsgesetzlichen Bestimmungen selbst sowie auch die Art und Weise ihrer Ableitung und Festigung durch fortwährenden Diskurs machen den babylonischen Talmud zur wichtigsten Grundlage des traditionellen Lernens im Judentum bis heute. Es kann daher nicht verwundern, dass in den Beständen der Klauen viele Exemplare zu finden sind. Ein Zeitraum von mehr als 350 Jahren spannt sich zwischen dem ersten, Anfang des 16. Jahrhunderts in Venedig erschienenen, kompletten Talmud-Druck bis hin zu der in den 1880er Jahren verlegten Ausgabe von Wilna, die den Standard für alle seither erschienenen modernen Ausgaben setzte. Von den in dieser Zeit gedruckten mehreren Dutzend verschiedenen

Talmudausgaben findet sich in der Bibliothek der Jüdischen Gemeinde Hamburg eine eindrucksvolle Sammlung.

Eine hier besonders stark vertretene Ausgabe des Babylonischen Talmuds erschien an zwei Druckorten: Amsterdam 1714-1717 und Frankfurt/Main 1718-1722. Von ihr besaß allein die Wallich-Klaus mehrere Exemplare, die Löb ben Schaul-Klaus mindestens zwei, hinzu kam mindestens noch ein weiteres, privates Exemplar.

Die Traktate des Talmuds wurden jeweils einzeln gedruckt und vermutlich auch verkauft und erst vom Erwerber in Konvoluten zusammengebunden. Unter einem Exemplar ist also ein kompletter Satz Traktate zu verstehen, die einem Vorbesitzer zuzuordnen sind. Die Identifizierung eines solchen „Exemplars“ aufgrund gleicher Eigentumsvermerke und zueinander passender Bucheinbände ist angesichts des Zustandes der Bücher - meist fehlender Rückentitel, vieler ähnlicher Bucheinbände sowie oft unvollständiger Titelseiten - nicht immer einfach.

Nachdem etwa 20 Traktate dieser Ausgabe in Amsterdam erschienen waren, wurde das Unternehmen zunächst eingestellt und später in Frankfurt am Main wieder aufgenommen. Durch die gleiche Gestaltung der Titelseiten wurde die Einheitlichkeit der Ausgabe mit den zwei Druckorten hervorgehoben. Nachdem die fehlenden Bände in Frankfurt erschienen waren, wurden, wohl wegen großer Nachfrage, auch die bereits in Amsterdam erschienenen nachgedruckt.

Aus: Gemeindeblatt der Deutsch-Israelitischen Gemeinde zu Hamburg, Jahrgang 2, Nr.7 (10.7.1926), S. 1ff.

„Habent sua fata libelli... Auch Bücher haben ihre Geschichte.“

Spuren, die Besitzer hinterlassen haben, in deren Obhut und Gebrauch sich ein Buch befunden hat, erzählen eine Geschichte. Zu den Provenienzmerkmalen zählen beispielsweise Exlibris, Supralibros, Etiketten, Stempel, handschriftliche Besitzvermerke, Widmungen und Annotationen. Nicht selten finden sich „Genealogien“ in den alten Drucken, in denen die Namen, Lebensdaten und auch die Jahrzeit (Todestag) von verstorbenen, nahen Verwandten vermerkt wurden.

Widmungen lassen z.B. Rückschlüsse auf Freundschaften oder auch auf Beziehungen zu Institutionen zu, Anmerkungen verweisen vielleicht auf die Lebensanschauungen eines Lesers, Autogramme zeigen die Verwendung von Eigennamen, Exlibris und Stempel zeugen von der Besitzhistorie eines Buches.

Durch diese Besitzvermerke „werden der Forschung wie auch der interessierten Öffentlichkeit vielfältige Informationen für buch- und bibliotheksgeschichtliche, aber auch für biographische, sozial- und kulturhistorische sowie geistesgeschichtliche Fragestellungen zur Verfügung gestellt.“

In der Bibliothek der Jüdischen Gemeinde finden sich zahlreiche Besitzvermerke, sowohl privater Personen als auch von Institutionen, die ein weites Feld für die Provenienzforschung darstellen.

„Bücher, die ohne Consens...unsres hiesigen Oberrabbiners im Druck erschienen, [dürfen] von den Aeltesten nicht angenommen noch...dargereicht werden“

Gestern wie heute haben die verschiedenen gesellschaftlichen Akteure jeweils eigene Interessen, auf die Produktion von Medien und damit auf die öffentliche Meinung einzuwirken. Obwohl die dänische Regierung Juden Druckerprivilegien im Allgemeinen ohne besondere Auflagen erteilte, mussten Bücher, die zum Druck gelangten, vom Oberrabbiner und vom Gemeindevorstand in Altona „revidiret, censuriret und approbiret“ werden. Rabbiner und Vorstand trugen also die letztliche Verantwortung für die Veröffentlichung eines Druckes.

In Hamburg erschwerten bzw. verhinderten Bürgerschaft und Kirche die Ansiedlung von jüdischen Buchdruckern. Hebräische Bücher wurden zumeist von christlichen Druckereien hergestellt.

In den von Juden seit Beginn des 18. Jahrhunderts betriebenen Druckereien der Dreigemeinde (Altona, Hamburg und Wandsbek) erschienen zwischen 1726 und 1938 ca. 400 Drucke - die Angaben schwanken sehr. Zu nennen sind die Offizinen von Samuel Poppert, Ephraim Heckscher, Aaron Katz, Jakob Emden, Moses Bonn in Altona, Nathan May und Nathan Halberstadt in Hamburg sowie Israel ben Abraham Halle in Wandsbek. Die von Moses Bonn um 1765 begründete Druckerei wurde von seinen Nachfahren weiterbetrieben und existierte bis in die Zeit des Nationalsozialismus.

Aus: Max Grunewald: Hamburgs deutsche Juden bis zur Auflösung der Dreigemeinden. Hamburg: Janssen, 1904, S. 43.

„Dadurch, daß auch heute noch viele Privatleute in seinem Besitz sind, ist die Einheitlichkeit des Gottesdienstes leicht zu wahren.“

Das schrieb Martin Cohen 1926 im Gemeindeblatt der Deutsch-Israelitischen Gemeinde zu Hamburg zum 100jährigen Jubiläum der dritten Auflage des Altonaer Machsors. Das erwähnte Gebetbuch wurde 1772 auf die Initiative zweier Vorbeter hin bei dem Altonaer Drucker Moses Bonn herausgegeben, um lokale Traditionen im Ritus festzuschreiben. Der Machsor besteht aus zwei Teilen: Der erste enthält die Gebete für die hohen Feiertage, der zweite die Gebete für alle anderen Tage des Jahres. Dem Text ist ein hebräischer Kommentar beigegeben. In beiden finden sich kabbalistische Anspielungen, die in späteren Ausgaben fehlen bzw. auf den Kommentar beschränkt blieben. Ungewöhnlich sind die zwölf Holzschnitte mit figürlichen Darstellungen zu den Sternbildern bei dem Tau- und Regengebet.

1804 gaben die Söhne des Moses Bonn eine von Senwill Hannover verbesserte und überarbeitete, 1826 eine dritte, von Meir Gans redigierte Ausgabe des Machsors heraus.

Das Gebetbuch wurde in allen Synagogen Hamburgs und Schleswig-Holsteins eingeführt und wird heute noch in Dänemark genutzt, wozu Arthur Arnheim 2002 bemerkt: „Man kann durchaus sagen, daß es eine einzigartige Erscheinung ist, daß ein vor fast zweihundert Jahren gedrucktes Buch noch heutigen Tages im Gebrauch und nicht zum Museumsgegenstand geworden ist“ (Arthur Arnheim: Altonas hebräische Buchdruckereien, 2002).

Aus: Gemeindeblatt der Deutsch-Israelitischen Gemeinde zu Hamburg, Jahrgang 2, Nr.8 (10.8.1926), S. 1f.

„Da seit der Zerstörung des Jerusalemer Heiligtums das Gebet das Wesen des jüdischen Gottesdienstes ausmacht...“

Im antiken Judentum galt das Niederschreiben von Gebeten und Segenssprüchen als verboten. Schreiber von Segenssprüchen wurden mit Leuten verglichen, die die Torah verbrennen (z.B. Tosefta zu Schab. 13:4, nach EJ, 2007). Gebete sollten aus dem Herzen kommen. Diese Auffassung veränderte sich im Laufe der Spätantike und des Frühmittelalters, so dass Gebetbücher bereits für die gaonäische Zeit nachgewiesen und ab dem Beginn des 8. Jahrhunderts als etabliert erachtet werden können.

Es bildeten sich zwei Begriffe zur Bezeichnung der Gebetbücher heraus: „Seder tefillah“ (Siddur), i.e. die Ordnung der Gebete oder „Machsor“, der Jahreskreis der Gebete. Zunächst wurden die Begriffe nicht unterschieden und werden es in vielen Regionen und Gemeinden auch heute noch nicht. Im aschkenasischen Raum, zu dem Hamburg zählt, begann man, die beiden voneinander zu unterscheiden und den Begriff Siddur für die Gebete der Wochentage und den Begriff Machsor für die der Festtage zu benutzen.

Gebetbücher werden gleichermaßen für zu Hause im privaten Kontext wie im Gottesdienst in der Synagoge verwendet. Das zeigt sich auch an den hier ausgestellten Siddurim und Machsorim.

„Die Katalogisierung bedeutet zwar eine immense Arbeitsleistung,...bietet aber der Leserschaft eine...Annehmlichkeit.“

Insgesamt sind die Hinweise auf Art und Umfang der Verzeichnung der Buchbestände der Bibliothek der Deutsch-Israelitischen Gemeinde vor 1938 spärlich. Sicher ist, dass die beiden Klausen-Bibliotheken eigene Kataloge besaßen.

Heute existiert noch der von Salomon Goldschmidt 1907 in Hamburg publizierte Katalog der Gemeindebibliothek. Aus den 30iger Jahren ist eine einzige Katalog-Karte mit hebräischem Kopfeintrag von Autor, Titel und einer ausführlichen wissenschaftlichen Beschreibung erhalten geblieben. Bücherlisten, die die Deutsch-Israelitische Gemeinde 1938 im Zusammenhang mit der Konfiszierung ihrer Bestände anzufertigen gezwungen war, befinden sich heute im Bundesarchiv. Zusammen mit den Büchern gelangten Listen und ein Kartenkatalog aus der Nachkriegszeit in die SUB Hamburg.

Mit der Verbesserung der technischen Möglichkeiten, die die „immense Arbeitsleistung“ in vielerlei Hinsicht vereinfachen, sind aber auch die Anforderungen an die Katalogisierung gestiegen. Hebräisch-schriftliche Titel werden seit einigen Jahren sowohl in einer standardisierten lateinischen Transliteration (DIN 31636) als auch in der Originalschrift verzeichnet. In den letzten Jahren ist die Erfassung von Provenienzen hinzugekommen, die gerade für die Bibliothek der Jüdischen Gemeinde immens wichtig ist.

Aus: Gemeindeblatt der Deutsch-Israelitischen Gemeinde zu Hamburg, Jahrgang 8, Nr.1 (25.1. 1932), S. 1f.

Wir wollen unsere Ehre darin suchen, die Schätze der Vergangenheit möglichst unverkürzt der Zukunft zu überliefern

Bedingt durch die besondere wechselvolle Geschichte dieser Bibliothek weisen viele Bände erhebliche Schäden auf. Die Schadensbilder erstrecken sich von stark beriebenen Einbänden, einhergehend mit einer allgemein starken Verschmutzung, über lose Lagen oder Einzelblätter, beschädigte Blattränder, gelöste Bindungen im Buchblock, abgerissene Deckel und Buchrücken bis hin zu fehlenden Buchschließen oder Teilen davon am Einband.

Ziel der Restaurierung soll es sein, die Bibliothek in ihrem historischen Erscheinungsbild zu bewahren bzw. dieses wieder herzustellen und eine Benutzung ohne die Gefahren von weiteren Beschädigungen und Substanzverlusten zu ermöglichen.

Grundsätzlich erhalten die Bände eine gründliche Trockenreinigung, beschädigte Blätter werden gesichert und mit dünnem Japanpapier an den fragilen Rändern verstärkt, gelöste Lagen nachgeheftet, gerissene Bünde werden angelängt. Abgerissene Rücken sollen unterlegt werden und aufgestoßene Ecken stabilisiert, alte Flächen überträgt man wieder.

Die hauseigene Restaurierungswerkstatt der Staatsbibliothek, die diese große Aufgabe nicht allein leisten kann, vergibt einen Teil der Arbeiten an „freie“ Werkstätten. Sie erstellt Zustandsberichte, plant die Restaurierungen und übernimmt die Qualitätskontrolle. Die bereits restaurierten Bände sind im Handschriften-Lesesaal der Staats- und Universitätsbibliothek einzusehen.

Georg Dehio: Was wird aus dem Heidelberger Schloß werden? 1901.



Das Buch Ruth – Blick ins Büchermagazin